



Wolfsgeflüster

Der gelbe Kater Naveen war ganz in seinem Element. Jeden Tag trafen mehrere Dutzend Tauben ein und schon bald gelang es ihm, anhand ihrer Flugrichtung, ihrem körperlichen Zustand und ihrem Aussehen zu bestimmen, wer der Absender ihrer Botschaft war und daraus auf den Empfänger schließen. Es dauerte nicht lange und jeder lobte ihn für seine prompte und zuverlässige Zustellung. Die wichtigen Katzen und Kater, die er vor kurzem noch aus der Ferne beobachtet und beneidet hatte, blieben nun stehen und grüßten ihn. Wenn er eine Nachricht überbrachte, fand beinahe jeder ein freundliches Wort für ihn und die meisten kannten seinen Namen. Manchmal kam es sogar vor, dass sie so sehr in ihre Arbeit vertieft waren, dass sie sich nicht die Zeit nahmen, die Botschaften selber zu lesen. Dann baten sie Naveen, den Inhalt vorzulesen. So kam es, dass Naveen nicht nur immer besser verstand, was auf Atlantis vor sich ging, sondern auch zu einem recht vertrauten, ja beinahe freundschaftlichen Verhältnis zwischen ihm und einigen anderen Katzenwesen.

Die große Goldene sah sofort, dass er ein wenig hinkte und kümmerte sich persönlich um seine verstauchte Pfote. Der kleine Schwarze, den alle für einen störrischen Eigenbrötler hielten, sah jedes mal kurz von seiner Arbeit auf und bot ihm etwas zu trinken an. Naveen war jedes mal dankbar für diese kurzen Pausen. Und Nath schien seine Gegenwart zu genießen. Vielleicht schwangen ihre Seelen auf einer ähnlichen Wellenlänge, weil sie beide viel zu oft alleine waren. Schließlich kam es soweit, dass man Naveen gestattete, die Nachrichten noch am Taubenschlag zu lesen und nach Dringlichkeit einzustufen. Das ersparte ihm manchen Weg, weil er nun in der Lage war, Botschaften zu sammeln bevor er sie austrug. Jetzt musste er nur noch ein mal stören, anstatt für fünf Botschaften fünfmal anzuklopfen.

Langsam aber sicher begann Naveen seine Arbeit zu lieben.

Am dritten Tag nach der ersten Versammlung fand die zweite statt. Diesmal war das Amphitheater nur noch zur Hälfte gefüllt. Viele Besucher der ersten Versammlung zogen es vor, sich ihren Aufgaben zu widmen. Bhoot begrüßte alle Besucher und gab das Wort sofort an Nath weiter. Schüchtern trat der Kater vor. Ein plötzlicher Windhauch fuhr durch seine Notizen und wehte sie zu Boden. Die Menge lachte, was seine Nervosität noch verstärkte. Während er die Pergamente aufblas, wunderte er sich, wie seine Brüder dem Druck der Menge standhalten konnten. Er fand es einfach nur schrecklich, vor so vielen sprechen zu müssen. Sein Blick fiel auf Mahi, die ihm von der ersten Reihe aus aufmunternd zulächelte.

„Mein Name ist Nathan“, stellte er sich kurz mit bebender Stimme vor. Er räusperte sich, um seiner Stimme mehr Kraft zu geben. „In den letzten drei Tagen war ich damit beschäftigt, die eingehenden Botschaften zu sammeln, die sich mit der Stärke der einzelnen Dörfer befassten. Ich habe die Informationen geordnet und möchte Ihnen jetzt das Ergebnis vortragen.“

Mit zitternden Händen versuchte Nath seine Notizen so zu ordnen, dass er die Ergebnisse ordentlich vortragen konnte. Das Publikum wurde unruhig, doch Bhoot sorgte rasch wieder für Ruhe.

„Du machst das sehr gut“, maunzte er so leise, dass nur sein kleiner Bruder ihn verstehen konnte. „Zunächst möchte ich Ihnen etwas über die verschiedenen Kampftechniken der Völker berichten. Die Menschen scheinen Nahkampfspezialisten zu sein. Die meisten von ihnen bekundeten, dass sie ausgezeichnete Schwertkämpfer seien. Etwas weniger als ein Viertel von ihnen beschrieb sich

als Speerkämpfer und rund ein Drittel der Schwertkämpfer kann sowohl mit dem Schwert als auch mit dem Speer umgehen. Ein weiteres Viertel der Menschen wurde an der Armbrust ausgebildet. Genaue Zahlen erspare ich Ihnen, Sie können sie aber gerne bei mir erfragen. Bei den Elfen scheinen die Bogenschützen in der Mehrzahl zu sein. Und wir Katzenwesen... Nun, ich glaube, das erklärt sich von selbst, oder?“ Nath hob eine Pfote und ließ seine Krallen hervorspringen. Menschen und Elfen in den ersten beiden Reihen wichen ängstlich zurück. „Das bedeutet, dass wir Katzen und die Menschen hauptsächlich für den Nahkampf gerüstet sind, die Elfen hingegen über Fernwaffen verfügen. Das müssen wir in unserer Strategie berücksichtigen.“

„Was nützen uns die Bogenschützen, wenn wir kein Holz für Pfeile haben?“, rief ein Mensch aus dem Publikum.

„Diese Frage habe ich mir selbstverständlich ebenfalls gestellt“, fuhr Nath fort. „Das Problem ist, dass wir als Bewohner der Ebenen daran gewöhnt sind, dass uns ständig ausreichend Holz zur Verfügung steht. Wir sind sozusagen abhängig von den Bäumen geworden und deswegen scheint uns ihr Verschwinden eine große Katastrophe zu sein. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, dass es auf Atlantis sehr viele Menschen und auch ein paar Elfen gibt, für die Holz ein sehr kostbarer Rohstoff ist.“

„Was soll das denn heißen? Bäume gibt es doch überall!“

„Das ist so nicht ganz richtig. Nicht alle leben in den Ebenen. Einige Menschen und Elfen hat es in die Berge gezogen, wo sie oberhalb der Baumgrenze leben. Wenn man keine Bäume zur Verfügung hat, ist man gezwungen auf andere Rohstoffe zurückzugreifen, die einen ähnlichen Zweck erfüllen. Deswegen habe ich mich insbesondere an diese Bergdörfer gewandt, um zu erfahren, wie sie mit dem Mangel an Holz umgehen. Die Elfen der Berge benutzen für ihre Pfeile zum Beispiel kein Holz sondern eine Schilfart, die bevorzugt an hochgelegenen Bergseen wächst. Ihre Stängel sind ebenso hart wie das Holz der Steineichen, aber um ein Vielfaches leichter. Wenn man sie jung erntet, haben sie genau den richtigen Durchmesser für Bogenpfeile, lässt man sie etwas länger wachsen, eignen sie sich aber auch für Armbrustbolzen. Die Elfen haben zugesagt, das Schilf verstärkt zu ernten, so dass wir genügend Schäfte für Pfeile und Bolzen zur Verfügung haben. Ein weiterer Vorteil dieses Schilfes ist, dass es sehr rasch nachwächst. Damit hätten wir dieses Problem schon einmal gelöst.

Aus einem Menschendorf habe ich die Information erhalten, dass es in der Nähe einen Stein gibt, der sich leicht bearbeiten lässt und dessen Kanten sich zu scharfen Klingen schleifen lassen. Sie fertigen auf diese Weise ihre Speerspitzen für die Bergbärenjagd. Was einen Bergbären tötet, sollte auch in der Lage sein einen Angreifer zu verletzen. Das heißt, wir können Speer-, Pfeil-, und Bolzenspitzen ohne Schmiede herstellen, was wiederum Feuerholz spart. Aber da war doch noch etwas...“ Nath durchwühlte erneut seine Pergamente. „Ah, ja, genau. Es gibt ein Dorf in der Nähe des Sumpfes, die nähren ihre Feuer anstatt mit Holz mit getrocknetem Sumpfboden. Etwa zwei Tagesreisen entfernt berichten die Menschen, dass sich schwarze Steine finden lassen, die ebenfalls sehr gut und ausdauernd brennen. Wir schätzen, dass der Feind noch etwa einen Monat benötigt, um die Dörfer zu erreichen. Sie haben zugesagt, dass sie ihre ganze Kraft auf den Abbau der Brennstoffe verwenden und diese zu uns schicken.

Im übrigen sind alle Dörfer dazu bereit, uns ihre Vorräte zu überlassen. Diejenigen, die in unserer Nähe wohnen haben sich sogar aufgemacht, um bei Transporten aus weiter entfernten Dörfern zu helfen. Ihr seht, es wird alles getan, damit wir auch mit einer längeren Belagerung umgehen können.“

„Aber wo wollt ihr die ganzen Vorräte lagern?“

„Wir Katzen sind es gewohnt auf engstem Raum zusammenzuleben. Wir werden so dicht zusammenrücken, dass einige der neuen Hütten als Lagerräume genutzt werden können. Zudem gibt es in der Stadt eine große Anzahl Getreidespeicher, die noch gefüllt werden können. Außerdem wollen auch die Menschen in der Stadt zusammenrücken, so dass wir auch dort Häuser zu Lagerhallen umfunktionieren können. Die Webereien sind bereits mit der Produktion großer Zelte beschäftigt, die wir auf den Hängen um die Stadt aufstellen wollen, um Flüchtlinge, Handwerker und Kämpfer aufzunehmen. Der Talkessel, in dem die Stadt liegt, lässt sich sehr gut verteidigen, dort sind auch diejenigen sicher, die nicht kämpfen können.“ Nath sortierte erneut seine Notizen und bat Billî einen Teil davon an sich zu nehmen. „Aber das ist noch nicht alles“, fuhr er fort. „Ihr alle kennt das Dorf der Gerber. Sie werden ihr Dorf schon in wenigen Tagen räumen und es in unserer Nähe wieder aufbauen. Ich weiß, was ihr jetzt sagen wollt“, versuchte Nath sich über den entstehenden Tumult hinwegzusetzen. „Mir ist ebenso wie euch bewusst, dass die Produktion von Leder eure Nasen beleidigen wird. Das Dorf der Gerber liegt nicht umsonst so einsam. Wir haben bereits eine passende Stelle ausgesucht, damit die Geruchsbelästigung so gering wie möglich gehalten wird. Außerdem haben die Gerber versprochen, so viele Häute wie möglich bereits im gegerbten Zustand mitzubringen und eventuell zum Gerben des Nachschubs in ihr Dorf zurückzukehren, so lange das noch möglich ist. Ihr solltet aber auch bedenken, dass die Gerber die einzigen sind, die das Leder weiterverarbeiten können. Das Leder der Schwarzen Hirsche ist anschiemig und dennoch robust genug, um einen Pfeil oder einen Schwerthieb abzuhalten. Die Gerber werden damit beginnen, jedem eine Rüstung zu schneiden, der eine benötigt. Um Unruhen vorzubeugen wurde vereinbart, dass immer gleich viele Gerber an Rüstungen für Elfen, Menschen und Katzen arbeiten werden.“

„Das wird nicht nötig sein“, meldete sich Alrund zu Wort. „Wir Elfen verfügen noch über große Vorräte an Rüstungen aus den alten Kriegen. Spart euch also die Arbeitskraft für uns und teilt sie unter Katzen und Menschen auf. Nach der genauen Sichtung unserer Vorräte ist es vielleicht auch möglich, überzählige Rüstungen zur Verfügung zu stellen.“

Nath sah den Sprecher überrascht an. „Danke“, sagte er und machte sich eine entsprechende Notiz. „Das verbessert unsere Chance auf Verteidigung natürlich enorm. Zumal die Gerber bisher nur Erfahrungen mit Rüstungen für Menschen haben. Wir Katzenwesen werden eine Herausforderung für sie darstellen.“

„Dann lasst mehr Gerber an euren Rüstungen arbeiten als an unseren“, schlug der Anführer der Menschen vor. „Wir haben zwar nie Krieg geführt, aber es befinden sich einige Zierrüstungen in unserem Besitz, die sich mit wenigen Handgriffen kriegstauglich machen lassen. Außerdem denke ich, dass wir euch etwas schuldig sind. Immerhin kümmert ihr euch um die ganze Organisation und seid sogar bereit euer Dorf mit uns zu teilen.“

„Danke“, wiederholte Nath mit einem schüchternen Grinsen. „Das war dann auch schon alles, was ich im Moment zu berichten habe.“

Unter dem Applaus der Menge kehrte Nath auf seinen Platz neben Mahi zurück, die ihm einen dicken Kuss auf die Schnauze drückte. All das war ihm schrecklich peinlich. Am liebsten wäre der kleine Kater in einem Mauselloch verschwunden.

„Wir hätten da vielleicht noch einen Vorschlag zu machen“, erhob Merlion die Stimme. Schlagartig trat Ruhe ein. „Wir unterhalten freundschaftliche Beziehungen mit den weißen Wölfen. Wir könnten sie bitten ebenfalls am Kampf teilzunehmen.“

Ein entsetztes Raunen drang durch die Menge der Menschen und Katzen. Bhoot stockte der Atem, Szenarien von großen, weißen Bestien mit vor Blut triefenden Zähnen, die seine Brüder über ein weites Schlachtfeld jagten, drangen sich schmerzhaft in seine Gedanken. Nath ließ

beinahe seine Notizen fallen und starrte den Elfen mit schreckgeweiteten Augen an.

„Niemals!“, wandte der Anführer der Menschen ein. „Man kann den Wölfen nicht vertrauen. Zu groß ist die Gefahr, dass sie im Kampf in einen Blutrausch geraten und nicht mehr zwischen Freund und Feind unterscheiden können.“

Bhoot zwang sich, die schrecklichen Bilder in seinem Kopf zu verdrängen. Mit leicht zitternder Stimme rief er über das wütende Durcheinander von Beschimpfungen der Anwesenden gegen die Elfen hinweg: „Er hat Recht. Es ist viel zu gefährlich, wilde Tiere als Waffe in den Krieg mit einzubeziehen. Niemand kann sie kontrollieren, niemand kann voraussehen, was sie tun werden. Es wird ihnen nicht nur unser Feind zum Opfer fallen, sondern auch wir. Diese Tiere handeln nur nach ihren Instinkten, sie werden jeden von uns als Beute ansehen. Wir würden ihnen einen reich gedeckten Teller an Nahrung geradezu vor die Füße werfen.“

„Aber sie sind großartige Kämpfer! Wer weiß, wie viele sich der Gegenseite noch anschließen werden. Hast du schon einmal darüber nachgedacht, dass wir hier ziemlich isoliert sind? Wir leben in der Nähe der großen Stadt und halten unseren Frieden, weil Nemo direkt vor unserer Nase sitzt. Wir Elfen waren auch nicht untätig in den letzten Tagen. Wir haben uns ebenfalls umgehört. Drei von zehn Dörfern waren nicht bereit, die Freundschaft mit den Katzen anzuerkennen. Sie beschuldigten sie, sich die ganze Geschichte um die Lügen Thanathos' nur ausgedacht zu haben. Einige haben uns sogar offen als Verräter beschimpft. Ihr Hass ist so groß, dass sie nicht nur die Katzen, sondern auch uns bekämpfen werden. Sie werden sich der anderen Seite anschließen. Weißt du, wie viele Menschen bereit sind, gegen uns in den Krieg zu ziehen? Wie viele sind mit der Politik von Nemo nicht einverstanden oder lieben den Kampf und das Abenteuer so sehr, dass ihnen alles andere egal ist? In meiner Jugend habe auch ich einmal Agadîr besucht. Ich weiß, welcher Abschaum sich dort in den Gassen herumtreibt. Und nur um Missverständnissen vorzubeugen, ich weiß natürlich, dass es genauso viele Elfen wie Menschen gibt, die in Agadîr das Sonnenlicht meiden.“

„Wie du sagst Merlion, wir sind nicht viele, aber willst du wirklich das Risiko eingehen? Wie kannst du dir sicher sein, dass sich die Wölfe nicht gegen uns richten werden und die Zahl der Unseren dramatisch dezimieren, sodass wir erst recht keinerlei Chance mehr haben diesen Krieg zu gewinnen? Wer von uns ist überhaupt dazu in der Lage, die Wölfe zum Kampf zu bewegen und zu kontrollieren?“, entgegnete Bhoot, wieder an Durchsetzungskraft gewinnend. Er spürte, dass sowohl Katzen, als auch Menschen seiner Meinung waren und hinter ihm standen, was ihm ein Gefühl der Einigkeit und Kraft gab.

Alrund erhob sich von seinem Platz, die Hände zu Fäusten geballt.

„Ich kann sie zum Kampf bewegen. Die Wölfe stehen schon seit Jahrhunderten unter unserem Volk und unserer Magie. Ich werde sie dazu zwingen, uns zu gehorchen“, rief er.

„Und du meinst, wenn du sie dazu zwingst werden sie brav in einer Reihe stehen und unsere Gegner einen nach dem anderen vernichten? Das sind wilde Tiere, sie lassen sich nicht zähmen, mit Unterdrückung machst du sie nur wütend und sie werden über kurz oder lang ihre Fesseln sprengen und sich gegen ihre Wärter und deren Verbündete wenden, das wäre unser aller Verderben. Dieses Vorhaben ist größtenwahnsinnig.“

Alrund biss fest die Zähne zusammen, seine Stirn kräuselte sich vor Zorn. Alle Anwesenden um Bhoot und ihn herum verstummten, jeder spürte die Spannung in der Luft, den aufkeimenden Hass der alten Fehde.

„Willst du mir damit etwa unterstellen, ich besitze nicht die Macht ein paar harmlose Tiere gefügig zu machen, ohne mich ihnen zum Feind werden zu lassen? Willst du mir unterstellen, ich würde meinen eigenen Clan absichtlich in Gefahr bringen, weil ich ein größtenwahnsinniger Elf

bin?“, knurrte Alrund laut.

Bhoots Muskeln spannten sich, sein schwarzes Fell sträubte sich. Seine Augen waren auf den Elfen gerichtet, als er erwiderte: „Ich unterstelle hier niemandem etwas. Ich sage nur, dass das Risiko zu hoch ist. Ein Einsatz der Wölfe würde alles gefährden, aus diesem Grund lehne ich das Vorhaben ab. Damit hat sich dieses Thema erledigt, ich habe entschieden.“

„DU HAST HIER GAR NICHTS ZU ENTSCHIEDEN!“, schrie Alrund zornig.

„Und wie ich das habe!“, warf Bhoot fauchend zurück. Seine Pfote langte unter sein Gewand nach der Kette mit Nemos Siegelring, dem Zeichen, dass er der Herrscher von Atlantis war. Er wollte den Gegenstand gerade herausholen, um dem Elfen zu zeigen, mit wem er es zu tun hatte, als Billî eine Pfote auf seinen Arm legte. Die Geste seines Bruders beruhigte ihn. Schlagartig wurde ihm klar, was er beinahe angerichtet hätte, wie nah er dem Weg einer Niederlage gewesen war. Sie durften sich nicht streiten, sie mussten Kompromisse finden, nur so würde es ihnen gelingen siegreich aus diesem Krieg zu gehen. Er ließ die Kette um seinem Hals los und warf Billî einen dankbaren Blick zu.

„Ich denke, wir sollten das Thema um die Wölfe ein wenig vertagen und uns erst einmal anderen Dingen zuwenden“, sagte Merlion, der den vor Hass schnell atmenden Alrund zwang sich wieder auf seinen Platz zu setzen.

Der Magier warf einen Blick zu Bhoot. Dem Kater wäre es lieber gewesen, sie hätten die Idee des Einsatzes der Wölfe einfach ruhen gelassen, sich damit abgefunden, dass es aufgrund des Risikos und der Gefahr einfach unmöglich war. Doch er verstand den Weg, den Merlion einschlug und nickte zähneknirschend.

„Ich möchte noch einen weiteren Aspekt einfügen, was die Personen angeht, die gegen uns kämpfen werden“, ergriff Merlion wieder das Wort, „neben den Menschen, Katzen und Elfen in Agadîr kommen auch noch die ganzen Bastarde hinzu, die weder von dem einen noch vom anderen Volk akzeptiert werden. Wie viele von ihnen glaubst du Bhoot, werden für unsere Seite kämpfen, wo wir sie all die Jahrtausende erniedrigt und beschimpft haben?“

„Ich kenne zumindest einen Halbelfen, dem das anscheinend nichts ausgemacht hat“, warf Bhoot in die Diskussion. Die Antwort war ein Lachenfall aller anwesenden Elfen.

„Du redest jetzt doch nicht etwa von Parian?“, erkundigte sich Alrund keuchend, als er sich endlich wieder beruhigt hatte. „Nur zu deiner Information, Parian ist ein absoluter Verlierer, der nichts auf die Reihe bringt. Ich weiß nicht, wer ihm vor drei Tagen geholfen hat, aber du willst mir doch nicht allen Ernstes vormachen, dass er diesen Teleportersprung alleine vollbracht hat? Ich bin sicher, dass es sich dabei um einen Trick handelte. Wer auch immer hier über die Fähigkeit der Teleportation verfügt, Parian ist es garantiert nicht! Lass dir gesagt sein, unter den Bastarden gibt es viele, die über weit gefährlichere Fähigkeiten verfügen als kleine harmlose Knöpfe herzustellen.“

„Es tut mir leid, das sagen zu müssen, aber ihr unterschätzt Parian. Nur, weil ihr nicht in der Lage wart, seine besonderen Begabungen zu entdecken und zu fördern, heißt das noch lange nicht, dass er keine hat. Aber, wir wollen uns nicht streiten. Die Zeit wird euch schon noch eines besseren belehren.“

„Ich stimme Bhoot zu, dass es wenig sinnvoll ist, sich zu streiten. Wir sollten lieber überlegen, wie wir unsere Verteidigung gestalten sollen. Wie sollen unsere Heere aufgebaut sein? Wer soll sie führen?“

Wieder erhob sich der kleine Nath. Widerwillig betrat er die Bühne in der Mitte des Theaters.

„Ich habe mir auch zu diesem Thema Gedanken gemacht. Ich halte es für sinnvoll, drei gemischte Heere aufzustellen. Menschen und Katzen für den Nahkampf sowie die

Bogenschützen der Elfen, um die Angreifer auf Distanz zu halten. Hierbei ist es wichtig, möglichst viele Pfeile auf einmal zu verschießen. Ich hoffe, wir schaffen es, bis dahin genügend Pfeile herzustellen“, fügte er gedankenverloren hinzu und vertiefte sich wieder in seine Notizen. „Wer soll denn diese Heere anführen?“, wollte Alrund wissen.

„Jedes Volk wird einen Anführer wählen, so dass jedes Volk eines der Heere anführen kann. Darüber hinaus wird es eine Abstimmung geben, wen die Völker als obersten Heerführer anerkennen. Er wird dann die Truppen koordinieren und die Angriffe planen. Noch Fragen?“ Menschen, Elfen und Katzen verloren sich in Diskussionen und Nath kehrte erleichtert auf seinen Platz zurück. Als die Sonne sich dem Horizont entgegen neigte, beschloss man, die Versammlung erneut zu vertagen. Wieder wurde eine Pause von drei Tagen vereinbart. In dieser Zeit sollte veranlasst werden, dass die ersten Soldaten ins Dorf der Katzen zogen, um mit den Übungen für den Ernstfall zu beginnen. Im Laufe der Zeit bekam jeder, der sich für fähig hielt ein Heer anzuführen, die Gelegenheit, eine kleine Gruppe Soldaten in einem Scheingefecht anzuführen und so seine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, so dass jeder am Ende in der Lage war, die richtige Wahl zu treffen. Außerdem gab man so den Soldaten die Gelegenheit den Kampf unter möglichst realistischen Bedingungen zu üben. Einig wie selten gingen alle nach Hause.

Ein paar Stunden später wanderte Ebô'ney vom Dorf der Katzen zum Pavillon. Es war ihr unangenehm, alleine zu bleiben, deswegen zog sie die Gegenwart der Inder im Pavillon vor, auch wenn das bedeutete, dass sie Parian über den Weg lief. Sie hatte den Pavillon beinahe erreicht, als sie sah, wie der Halbelf keine zehn Meter vor ihr materialisierte. Verwundert fragte sie sich, wo er herkam, wagte aber auch nicht zu fragen. Als sie ihn am nächsten Abend fort teleportieren sah, beschloss sie, ihm zu folgen. Am Abend vor der nächsten Versammlung wich sie ihm nicht von der Seite. Sie hatte ihn schon so oft teleportieren gesehen, dass sie genau wusste, wann er sich auf einen Sprung vorbereitete. Sie konzentrierte sich im richtigen Moment darauf, dass sie ihn begleiten wollte. Zu ihrer großen Erleichterung spürte sie das Ziehen im Bauch, das einen Sprung ankündigte.

Sie ahnte nicht, dass Parian ihre Anwesenheit bemerkt hatte. Es war ihm nicht entgangen, dass sie ihm seit dem Verschwinden der Bäume aus dem Weg ging und so war er froh, dass sie nun offensichtlich wieder seine Nähe suchte. Aus der Tatsache, dass sie sich ihm nicht offen zeigte, schloss er, dass sie ihm heimlich folgen wollte. Das war ihm nur recht und so schloss er sie in seinen Sprung mit ein. Allerdings veränderte er geringfügig sein Ziel.

Ebô'ney landete auf allen Vieren. Weiches Moos schmiegte sich an ihre Handflächen. Irgendwo krächzte ein Käuzchen. Wie sehr hatte sie seine Stimme vermisst! Mit geschlossenen Augen lauschte sie weiter in die Nacht hinein. Rechts von ihr raschelte eine Maus im welken Laub, links schob sich ein Igel schnaufend durch die Nacht. Ein zufriedenes Schmatzen verriet, dass er zumindest einen Teil seines Abendessens gefunden hatte. Das leise Rauschen von großen Schwingen kündigte die Nähe eines großen Jägers an. Augenblicklich erstarrte die Maus. Die Eule flog weiter, die Maus würde diese Nacht überleben.

Langsam öffnete Ebô'ney die Augen. Keine zwanzig Zentimeter vor ihr ragte eine mächtige Steineiche in den Himmel. Wie ein Ertrinkender streckte sie ihre Hände nach dem Baum aus, liebte die raue Borke und erkundete jede Unebenheit. Wie sehr hatte sie die Nähe der Bäume vermisst! Sie musste sich sehr zusammenreißen, um sich daran zu erinnern, dass sie gekommen

war um Parians Geheimnis aufzudecken. Schweren Herzens trennte sie sich von dem Baum und folgte den Spuren, die kaum zu übersehen waren.

Was war das?

Hatte sie sich geirrt, oder folgte etwas Großes ihrem Weg?

Ebô'ney blieb stehen und lauschte. Doch ihr Herz schlug so laut, dass es alle anderen Geräusche übertönte.

Da war es schon wieder! Ein weißer Schatten, groß wie ein Pferd, huschte rechts an ihr vorbei. Und links von ihr war auch einer! Ebô'ney wollte zurück zu ihrem Baum rennen, doch schon schnitt ihr einer der Schatten den Weg ab. Angst schnürte ihr die Kehle zu.

„P-P-Parian?“, brachte sie mühsam hervor. Sie hatte schreien wollen, doch alles, was sie zustande brachte war ein kaum hörbares Flüstern.

„Ich bin hier“, hörte sie die vertraute Stimme hinter sich. Sie drehte sich so schnell um, dass ihr schwindelig wurde.

Dann sah sie ihn. Neben ihm stand einem der weißen Schatten. Er war so groß, dass er Parian um mehrere Zentimeter überragte. Eine Windbö fuhr raschelnd durch das welke Laub und schob die Wolken am Himmel fort. Silbernes Mondlicht fiel in dünnen Strahlen durch die Bäume, genau auf den weißen Schatten neben Parian. Jetzt erkannte Ebô'ney, dass es sich um einen weißen Wolf handelte, der sie aus leuchtend blauen Augen aufmerksam beobachtete. Parians Hand ruhte auf seiner Schulter, als wären sie die besten Freunde. Sie betete, dass dieser Eindruck sie nicht täuschte.

„Hab keine Angst“, hörte sie die Stimme des Freundes wie aus weiter Ferne. „Ich habe ihnen gesagt, dass du nicht gekommen bist, um ihnen etwas zu tun. Solange du nichts tust, was sie verletzt, werden sie friedlich bleiben.“

„Haben die Menschen und Katzen nicht gesagt, sie seien gefährlich?“, fragte Ebô'ney.

„Sie sind nicht gefährlich! Sie mögen es nur nicht, wenn man versucht sie gegen ihren Willen zu etwas zu zwingen, was die Elfen und Menschen leider immer wieder versuchen. Deswegen verhalten sie sich ihnen gegenüber feindselig. Den Elfen gehorchen sie hin und wieder, weil sie über Magie verfügen, die den Wölfen unangenehm ist. Sie sind sehr stolze Tiere.“

„Darf ich näher kommen?“

„Sie werden dir nichts tun. Bewege dich bitte ohne Hast.“

Ebô'ney gehorchte. Langsam ging sie auf den großen Wolf neben Parian zu, den sie für den Anführer hielt. Etwa einen halben Meter vor ihm blieb sie stehen. Unschlüssig, was sie tun sollte, verneigte sie sich vor ihm. Mit gesenktem Kopf hielt sie ihm ihre Hand hin. Sie unterdrückte den Impuls ihre Hand zurückzuziehen, als sie den warmen Atem des Tieres spürte. An der Art, wie sich sein Atem bewegte, glaubte sie zu erkennen, dass der Wolf an ihrer Hand schnupperte.

„Du darfst dich wieder aufrichten“, hörte sie Parian sagen. „Deine Geste hat sie sehr beeindruckt. Ich glaube, sie mag dich. Wenn du willst, darfst du sie streicheln.“

Ebô'ney trat einen Schritt vor, die Hand immer noch erhoben. Langsam senkte der Wolf den Kopf und stupste sie an. Vorsichtig strich Ebô'ney über die lange Schnauze. Der Wolf ließ es geschehen und sie kraulte ihn unterm Kinn. Der Wolf schloss die Augen und hielt ganz still. Schließlich leckte er einmal über ihre Hand und quer über ihr Gesicht. Parian lachte leise.

„Das war so etwas wie deine Taufe. Du bist jetzt offiziell ins Rudel aufgenommen worden.“

Der Wolf wandte sich um und Parian bat Ebô'ney ihnen zu folgen.

„Haben sie Namen?“, wollte sie wissen.

„Ich bin mir nicht sicher. Ihre Sprache ist sehr einfach und bilderreich. Du glaubst gar nicht, wie

viele Wölfe des Rudels ‚Der, der reiche Beute brachte‘ genannt werden. Ich glaube beinahe, sie denken sich die Namen nur aus, damit ich weiß, von wem die Rede ist. Sie erkennen sich anhand ihrer Witterung. Aber Gerüche lassen sich nur schwer in Worte fassen.“

„Warum bist du hier?“

„Die Worte des Elfen haben mich neugierig gemacht. Ich bin der Meinung, dass kein Tier wirklich gefährlich ist. Die Schlange beißt zum Beispiel nur, um sich zu verteidigen. Und so ist es auch mit den Wölfen. Sie gehen den Menschen und Elfen aus dem Weg und wehren sich natürlich, wenn sie geschlagen werden. Jeder Elf und jeder Mensch würde genauso handeln. Nur leider gestehen sie den Wölfen solch ein Handeln nicht zu. Du weißt, wenn zwei das Gleiche tun ist es noch lange nicht das Selbe.“

„Du möchtest die Wölfe doch nicht etwa für unseren Kampf gewinnen?“, fragte Ebô’ney entsetzt.

„Ich denke ebenfalls, dass sie sehr gute Kämpfer wären, auch wenn ich es hasse mit Alrund und Merlion einer Meinung zu sein. Wir haben es mit Ravanna zu tun, der traue ich alles zu. Und was wir von Rah’ûn zu erwarten haben muss ich dir ja nicht sagen, oder?“

Ebô’ney zuckte unwillkürlich zusammen, als sie diesen Namen hörte.

„Die Wölfe sind nicht dumm. Sie wissen, dass etwas mit der Insel vor sich geht, was sie nicht verstehen. Ich habe versucht ihnen zu erklären, dass es Krieg geben wird und dass das Ende dieses Krieges darüber entscheidet, wie sie in Zukunft leben werden.“

Sie erreichten eine Lichtung, auf der noch mehr Wölfe warteten. Insgesamt zählte Ebô’ney über dreißig Tiere. Die Anführerin legte sich auf den Boden und sah sie erwartungsvoll an.

„Sie bittet dich, sich zu ihr zu setzen. Dadurch wird deine Position im Rudel gestärkt. Als nächstes wird sie dir ein Stück ihrer Beute anbieten. Ich weiß, es ist eklig, aber es wäre eine große Dummheit das Geschenk abzulehnen. Es ist eine große Ehre, von der Beute des Anführers essen zu dürfen. Du musst wirklich nur ein kleines Stück zu dir nehmen.“

Ebô’ney nickte. Es war nicht das erste Mal, dass sie gezwungen war, rohes Fleisch zu essen. Es gab Zeiten, da hatte sie es sich nicht erlauben können wählerisch zu sein. So langte sie herzhaft zu, als der Wolf ihr mit der Schnauze eine Keule vor die Füße schob. Kauend hob sie ihr blutverschmiertes Gesicht und gab dem Rudelführer die Keule zurück. Lautes Geheul erfüllte die Lichtung.

„Gratuliere. Du hast sie beeindruckt. Ich war nicht so mutig wie du.“

Ebô’ney wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht.

„Du bist viel zu behütet aufgewachsen, mein Lieber. Ich habe schon schlechteres Fleisch gegessen. Ich meine das ernst! Das Fleisch war frisch und von ausgezeichneter Qualität. Aber woher soll ein Elf wie du das wissen?“

„Ich muss gestehen, wir essen nicht so oft Fleisch. Erinnerst du dich daran, dass Alrund oder Merlion sagten, wir Elfen hätten viele Gerichte, die man ohne Feuer zubereiten könnte?“

„Ich erinnere mich.“

„Hast du dich nicht gefragt, woher dieser Reichtum an Rezepten kommt?“

Ebô’ney zuckte ratlos mit den Schultern.

„Die meisten Elfen wissen nicht, wie man Feuer macht.“

Sie sah ihn ungläubig an.

„Es ist wahr. Die Elfen haben sich beim Feuermachen immer auf Magie berufen. Und als diese Magie verschwand, war auch das Feuer weg.“

„Aber du kannst doch Feuer machen, ich habe es schon mehrfach gesehen.“

Parian grinste. „Tja, manchmal hat es eben auch Vorteile, einen menschlichen Vater zu haben. Er

zeigte mir, wie man Feuer mit seinen eigenen Händen macht.“

Ebô'ney kam ein erschreckender Gedanke.

„Sag bitte nicht, dass die Gerüchte über die Geschicklichkeit beim Bogenschießen erfunden sind!“

„Da brauchst du keine Angst zu haben. Bogenschießen gehört zu den wenigen Dingen, bei denen die Elfen noch nie Magie benutzt haben. Sie veranstalten regelmäßig Wettkämpfe in dieser Disziplin und sind wirklich sehr geschickt darin. Ich habe gesehen, wie Alrunds Sohn über hundert Pfeile in weniger als einer Minute abgeschossen hat. Man mag es den heutigen Elfen nicht mehr ansehen, aber sie verfügen über sehr gute Reflexe und können sehr schnell sein, wenn sie wollen, auch mit den Händen.“

„Du sprichst von den Elfen, als wären sie nur irgendein Volk, dem du nicht angehörst.“

„Wenn ich ehrlich bin, dann fühle ich mich auch viel eher den Menschen zugehörig. Was soll ich bitte schön von einem Volk halten, das mich unentwegt als einen Bastard bezeichnet? Obwohl, die Menschen sind eigentlich auch nicht viel besser. Die einzigen, die mich ohne Vorurteile aufgenommen haben, sind die Katzenwesen. Allerdings befürchte ich, dass ich selbst mit aller verbliebenen Magie der Elfen niemals als Kater durchgehen würde, meinst du nicht auch?“

„Du könntest versuchen dir einen Bart zuzulegen“, scherzte Ebô'ney. Es gefiel ihr, neben Parian zu sitzen, der neben ihm im Moos lag und die Sterne beobachtete, die durch das lichte Blätterdach funkelten. Die Anwesenheit der Wölfe gab ihr Sicherheit und solange Parian nicht zu persönlich wurde, ließ es sich wirklich gut mit ihm aushalten.

„Parian?“, fragte Ebô'ney nach einer Zeit des Schweigens.

„Ja?“ Es klang, als hätte sie den Halbelf geweckt.

„Wie willst du es eigentlich anstellen, dass die Wölfe uns folgen? Ich meine, es ist unmöglich mit jedem, der auf unserer Seite steht, das Ritual durchzuführen, dass sie zu Mitgliedern des Rudels macht. Wie sollen die Wölfe auf dem Schlachtfeld zwischen Gut und Böse unterscheiden? Niemand wird ihre Hilfe annehmen wollen, solange diese Frage nicht geklärt ist.“

Parian stemmte sich auf seine Ellenbogen.

„Das ist der Punkt, der mir auch schon die ganze Zeit Kopfzerbrechen bereitet. Ich vertraue den Wölfen, dass sie uns nichts tun. Das Problem sind ihre Instinkte und ihr Jagdtrieb. Und sobald sie in die Schlacht eingreifen, werden sie es als Jagd betrachten. Ich zerbreche mir schon seit unserem ersten Treffen den Kopf, wie ich ihnen beibringen kann, wer zu uns gehört und wer nicht. Ich befürchte, dass ein Fehltritt ihren Tod bedeuten würde. Das ist ein Risiko, das ich nicht verantworten kann. Was ist? Warum siehst du mich so an?“

„Ich wundere mich gerade über dich.“

„Warum? Was habe ich denn nun schon wieder getan?“, stöhnte Parian entnervt.

„Eigentlich nichts, was du nicht schon die ganze Zeit über tust. Es ist mir nur jetzt erst richtig bewusst geworden.“

„Ach, ja? Darf ich auch erfahren, was du mir damit sagen willst?“

„Du übernimmst Verantwortung“, erklärte Ebô'ney. „Als wir uns kennen lernten, warst du ein grüner Junge. Ein Tölpel, der sich kaum traute über seinen Tellerrand zu sehen. Du hast dich aufgeführt wie ein Idiot, den es nicht schert, was morgen geschieht. Als Láylà und Gismeau uns sagten, dass wir gemeinsam für den Erhalt von Atlantis kämpfen müssen dachte ich, ich müsste die ganze Arbeit alleine machen. Nie im Leben hätte ich dir zugetraut, dass du dieser Aufgabe gewachsen wärest.“

„Vielen Dank für die netten Worte“, meinte Parian sarkastisch. Ebô'ney ließ sich durch diesen

Einwand nicht aus dem Konzept bringen.

„Doch dann hast du begonnen, dich zu verändern. Du bist selbstbewusster geworden und hast tatsächlich gelernt, Verantwortung zu übernehmen. Und jetzt kümmert es dich sogar, was mit den Wölfen geschieht. Du machst dir Gedanken über das Hier und Jetzt hinaus. Parian, zum aller ersten Mal beginne ich zu glauben, dass wir die Aufgabe, die wir von Láylà und Gismeau erhalten haben, auch wirklich erfüllen können. Du gibst mir Hoffnung für die Zukunft! Danke“, fügte sie leise hinzu.

Parian wusste nicht, was er sagen sollte. Es freute ihn natürlich, das Ebô'ney ihn so sehr lobte. Doch was würde geschehen, wenn er dieser Freude Ausdruck verlieh? Er wollte nicht riskieren, dass sie sich erneut von ihm zurückzog. So beschloss er sich einfach nur zu bedanken. Während er den Sternen wieder bei ihrer Wanderschaft zusah, dachte er darüber nach, woran es liegen konnte, dass Ebô'ney ihn immer wieder von sich stieß. Mittlerweile war er fest davon überzeugt, dass sie stärkere Gefühle für ihn hegte, als sie zugeben wollte. Warum fiel es ihr so schwer, zu ihren Gefühlen zu stehen? Wovor hatte sie Angst?

„Parian?“

„Ja?“, antwortete er widerwillig.

„Ich glaube, ich habe die Lösung gefunden!“

„Lösung? Wofür?“

„Für das Wolfsproblem!“

Schlagartig war Parian hellwach.

„Nun erzähl schon!“, drängte er.

„Es fiel mir ein, als ich darüber nachdachte, was du mir über die Wölfe erzählt hast. Du sagtest, dass sich die Wölfe an ihrer Witterung erkennen. Entspricht das der Wahrheit?“

„Ja, ich denke schon. Worauf willst du hinaus?“

„Es ist so einfach wie genial! Wir müssen uns einfach nur eine Witterung suchen, die sie nicht verwechseln können!“

„Ich verstehe leider nicht, worauf du hinaus willst.“

„Das wundert mich nicht, immerhin bist du ein Mann.“

„Was hat denn das damit zu tun?“

„Nun“, erklärte sie mit erzwungener Geduld, „wärest du eine Frau, dann wüsstest du sofort, wovon ich rede. Schon mal etwas von Parfüm gehört?“

Es begann Parian zu dämmern. „Du meinst...?“

„Ich meine, wir brauchen einfach nur einen Duftstoff, an dem die Wölfe alle, die sie nicht angreifen dürfen, erkennen können. Es muss etwas Subtiles sein, das eine menschliche oder elfische Nase nicht wahrnehmen kann, damit man dem Trick nicht auf die Schliche kommt. Nur die Wölfe dürfen den Duft wahrnehmen.“

„Ebô'ney, mit Verlaub, das ist genial!“

Parian ließ sich von seiner Freude mitreißen. Ohne nachzudenken umarmte er Ebô'ney stürmisch. Erst als sie sich in seinen Armen versteifte merkte er, dass er einen Fehler begangen hatte. Hastig zog er sich zurück.

„Ich werde das mit den Wölfen bereden. Einen Moment bitte“, stammelte er leise.

Ebô'ney nutzte die Pause um sich zu sammeln. Dieser dumme Elf hatte mal wieder alles zerstört! Ihre so sorgsam aufgebaute Mauer begann erneut zu bröckeln. Warum konnte sie sich nicht einfach auf ihn einlassen? Was konnte ihr schon passieren, was ihr nicht schon einmal passiert war? Immerhin lebte sie noch!

Hastig unterband sie die gefährlichen Gedankengänge. In Zeiten des Krieges war es noch

gefährlicher als sonst, freundschaftliche Bande zu knüpfen. Zu leicht konnte ein Freund auf dem Schlachtfeld sterben. Aber war Parian wirklich nur ein Freund? Ebô'ney fürchtete sich vor dem Gefühl, dass auf der anderen Seite der Mauer lauerte wie ein Raubtier auf der Jagd, Allzeit bereit die kleinste Nachlässigkeit gnadenlos auszunutzen. Sie musste wachsam bleiben und durfte sich keinen Fehler mehr erlauben!